

NEUE ANFORDERUNGEN NACH DEM ZEITALTER DER LITERATURÜBERSETZUNGEN

AIZAWA Keiichi

Es wird oft behauptet, Japan sei ein Land der „Übersetzungskultur“ (*hon'yaku bunka*). Eine solche pauschale Aussage berücksichtigt jedoch nicht in ausreichendem Maße den Umstand, daß sich die Rolle der Übersetzung im Laufe der Modernisierung immer wieder gewandelt hat. In den Zeiten, in denen für Japan die Aufnahme fremden Kultur- und Gedankenguts überlebenswichtig war, hatte die Übersetzung einen entsprechend hohen Stellenwert inne. Die gesellschaftliche Funktion der Übersetzung spiegelt demzufolge den jeweiligen Stand der Aufnahmebereitschaft gegenüber einer fremden Kultur wider.

Während zweier Perioden trachtete Japan danach, besonders viel an Fremdkultur zu resorbieren: Nach der Meiji-Restauration mußten im Zuge der Modernisierung unzählige europäische Texte ins Japanische übersetzt werden, und auch in den 1950er Jahren, in der Zeit der sogenannten Nachkriegsdemokratie, war die Aufnahmebereitschaft der Japaner wieder sehr groß. So entstand das eigenartige Phänomen der häufigen Neuübersetzungen ins Japanische. Die Tatsache, daß etwa ein Werk wie Goethes *Leiden des jungen Werthers*, angefangen von Kubo Tenzui 1904, über dreißigmal übersetzt wurde, ist möglicherweise etwas für das Guinness-Buch. Die „glückliche“ Lage, in der ein und dasselbe literarische Werk mehrmals von verschiedenen Übersetzern übertragen wurde, gehört jedoch, insbesondere was die deutsche Literatur betrifft, schon längst den guten alten Zeiten an. Heutzutage findet man für ein aus dem Deutschen übersetztes literarisches Werk, wenn überhaupt, nur mit Mühe einen Verleger. Als Hintergrund wird in der Regel ein doppelter Mißstand angeführt: der immer niedrigere Stellenwert der Literatur, nicht nur in Japan sondern weltweit, und das immer geringere Interesse der Japaner an Deutschland und an der Kultur der deutschsprachigen Länder.

Es ist jedoch nicht das Ziel des Beitrags, diesen Zustand zu beklagen. Die Geschichte zeigt uns, daß erstens übermäßige Erwartungen an Kunst und Literatur gerade für die Gesellschaften typisch sind, in denen politische Unzufriedenheit herrscht, und daß zweitens eine lawinenartige Einführung der europäischen Kultur keine bloße „Begegnung mit der fremden Kultur“, sondern oft eine Art „Zwangsmodernisierung“ darstellt. So

gesehen ist das Ende der „Übersetzungskultur“ in Japan durchaus als eine Art Normalisierung zu bezeichnen, die uns in den Stand setzt, das veränderte Verständnis der fremden *und* der eigenen Kultur in Japan zu beobachten.

Im folgenden möchte ich die gesellschaftliche Rolle der Übersetzung in Japan historisch zu rekonstruieren und die kulturelle Funktion des Übersetzens theoretisch zu analysieren versuchen. Zu fragen ist dabei vor allem, wie es möglich war, daß bestimmte Werke der deutschen Literatur mehrfach ins Japanische übersetzt werden konnten, und warum die Verhältnisse allmählich verschwunden sind, unter denen dies geschah. Schließlich soll die Perspektive der Übersetzung nach dem Zeitalter der „Literaturübersetzungen“ besonders unter dem Aspekt beleuchtet werden, welche Rolle Übersetzungen aus dem Deutschen ins Japanische künftig spielen sollen.

FREMDSPRACHIGKEIT UND FREMDKULTURALITÄT

Übersetzen ist eine Tätigkeit, die notwendig wird, wenn ein Kontakt mit einer Fremdsprache¹ stattfindet. Oft stellt man sich das Übersetzen ganz schematisch als rein instrumentalen Vorgang vor, bei dem im Übergang von der Ausgangssprache A zur Zielsprache B lediglich „waagrecht“ zu „senkrecht“ gemacht wird (so beschreibt man oft das Übersetzen etwas abschätzig in Japan, wo die Texte traditionell senkrecht geschrieben werden). Diese Sicht vom Übersetzen und Dolmetschen als bloße „Funktion“ drückt sich bildlich in der Vorstellung aus, daß man Sprache A in die Ohren bzw. Augen des Übersetzenden eingibt und Sprache B dann aus seinem Mund bzw. seinen Fingerspitzen herausfließt. Tatsächlich kommt bei naturwissenschaftlichen Texten, etwa aus der Mathematik oder der Physik, dem Übersetzen lediglich eine mechanische Rolle zu – schließlich ist der „kulturelle“ Anteil daran äußerst gering –, und so bemüht man sich denn auch, bei dieser Arbeit in Zukunft möglichst mit Computern auszukommen. Hier gibt es noch den Glauben an die „Eins-zu-eins-

¹ Im Japanischen verwende ich für den Begriff „Fremdsprache“ nicht das geläufige Wort *gaikokugo* [wörtlich: Sprache des Auslandes], sondern den ungewohnt klingenden Terminus *igeno* [fremde Sprache]. Der unbedachte Gebrauch von *gaikokugo* setzt nämlich eine Einheit von *go* [Sprache] und *koku* [Nation] voraus, die es so nicht geben kann. Aus dem gleichen Grund sprechen immer mehr Wissenschaftler in Japan von *bogo* [Muttersprache], statt wie bisher *bokokugo* [Sprache des Mutterlandes] zu benutzen, damit sprachliche Probleme nicht automatisch aus der nationalistischen Sicht des *bokoku* [Mutterland] gesehen werden.

Entsprechung“ von Original und Übersetzung, wobei der Übersetzer nicht mehr als ein profilloser Souffleur sein darf. Auch hinter der Tatsache, daß bei den Aufnahmeprüfungen für die Hochschulen im Fach „Fremdsprachen“ etwa Übersetzungen vom Englischen ins Japanische überhaupt als Prüfungsfragen möglich sind, steckt wohl die Denkweise, es gebe nur eine einzige richtige Lösung bei der Übersetzung. Solange aber das Übersetzen und Dolmetschen aus dieser naiven Perspektive betrachtet wird, sind auch die vielfältigen Erscheinungen und Episoden der Übersetzung nichts weiter als Abweichungen von den „richtigen“ Normen, bloße Betriebsfehler, die es zu beseitigen gilt.

Das Thema Übersetzen ist jedoch deshalb interessant, weil der „Kontakt mit der Fremdsprache“ notwendigerweise auch den „Kontakt mit der fremden Kultur“ zur Folge hat. Das Übersetzen ist kein nur technisches oder sprachliches Problem, sondern es ist stets von den Fragen nach Sinn und Bedeutung der zu erwartenden interkulturellen Kommunikation begleitet. In diesem Zusammenhang kann es daher keine „einzige richtige Musterübersetzung“ geben. Im Gegenteil: Die Qualität der Übersetzung wird unter Berücksichtigung dessen gemessen, wozu und in welchem Kontext welcher Text wie übersetzt wird. Weswegen eigentlich ein bestimmtes Buch übersetzt wird, warum in einer bestimmten Epoche bestimmte Übersetzungen so zahlreich erscheinen und eine so große Rolle spielen, ist weniger eine Frage der Sprache als vielmehr eine der Kultur, die uns erneut danach forschen läßt, wie sich die eigene und die fremde Kultur aufeinander beziehen und auf welche Weise Fremdsprachigkeit und Fremdkulturalität zusammenhängen. Mit diesen Fragestellungen soll zunächst die Rolle des Übersetzens und deren Wandel in Japan seit der Meiji-Zeit rekonstruiert werden.

DESTRUKTIVE NEUSCHÖPFUNG DURCH ÜBERSETZUNGEN

In dem Japan, das den Meiji-Reformen entgegenging, fand das Bild der jetzt aufzubauenden Kultur und Gesellschaft erst durch Übersetzungen seinen Ausdruck. Auf der Ebene einzelner Lexeme kann man aus den Forschungsergebnissen von Wissenschaftlern wie Hirota Eitarō, Sugimoto Tsutomu oder Yanabu Akira detailliert erfahren, mit welcher übermenschlicher Akrobatik unsere Vorgänger für jeden einzelnen Begriff Übersetzungen geprägt haben, Wörter wie *jiyū* [Freiheit], *kojin* [Individuum], *ai* [Liebe] oder *kisu* [Kuß], die heutzutage in der japanischen Gesellschaft zu den Grundbegriffen zählen. Selbst ein Wort wie *shakai* [Gesellschaft], das in unserer Zeit ohne jedes Gefühl der Fremdheit ganz selbstverständlich verwendet wird, wurde erst von Persönlichkeiten im

Umkreis der Meirokusha² wie Nishi Amane, Nakamura Masanao, Mori Arinori und schließlich Fukuzawa Yukichi in einem längeren Prozeß und nach einer Reihe von terminologischen Experimenten gebildet (YANABU 1982: 1–22). Wir Japaner vergessen heute allzu leicht, daß es im Japan der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zwar durchaus Konzeptionen wie *seifu* [Regierung] oder *seken* [etwa: Mitmenschengemeinschaft] gab, jedoch weder den Begriff *shakai* [Gesellschaft] noch eine „Substanz“, die man mit *shakai* hätte bezeichnen können. Umgekehrt hätte man nach *seken* in Deutschland vergeblich Ausschau halten müssen.

Doch all diese das einzelne Vokabular betreffenden, an sich ganz interessanten Episoden sind nur ein kleiner Teil der großen Geschichte, in der die japanische Sprache durch Übersetzungen destruktiv neu erschaffen wurde: Durch Übersetzungen erfuhr die japanische Sprache selbst eine Umwälzung ohnegleichen mit dem Ergebnis, daß eine neue Sprache geschaffen werden mußte. Das heißt, es galt nicht nur das für bestimmte Übersetzungen erforderliche Vokabular zu erfinden, sondern es bedurfte einer kleinen Kulturrevolution, um das Japanische, das bis dahin zum chinesischsprachigen Kulturkreis gehört hatte, mit dem europäischen kompatibel zu machen. Auch unter den soeben erwähnten Männern der Meirokusha, die sich um das neue Übersetzungsvokabular Verdienste erworben haben, waren nicht wenige, die – wie etwa Nishi Amane oder Maejima Hisoka – den radikalen Vorschlag unterbreiteten, die *kanji* [chinesische Schriftzeichen] abzuschaffen und Japanisch nur mit *kana* oder mit dem lateinischen Alphabet zu schreiben. Die damals übliche japanische Schriftsprache (*kanbun yomikudashibun*), die japanisch gelesenen klassischem Chinesisch gleich, war zwar selbst aus dem Austausch mit einer anderen Kultur, der chinesischen, hervorgegangen und in Japan fixiert worden, doch als Arbeitsgrundlage für Übersetzungen aus europäischen Sprachen war sie nahezu ungeeignet. Auch der erste Kultusminister der Meiji-Regierung, Mori Arinori, war der Überzeugung, daß Japanisch eine allzu unvollkommene Sprache und deshalb nutzlos sei, und er befürwortete ihre Abschaffung und die Einführung des Englischen, was erbitterte Auseinandersetzungen hervorrief.

Weil das damalige Japanisch schlicht übersetzungsuntauglich war, mußte es reformiert werden. Einer der Reformversuche ist unter dem Namen *genbun-itchi-undō* [Bewegung für die Einheit von gesprochener und geschriebener Sprache] bekannt: Aus dem Japanischen, das Futabatei Shimei, Ozaki Kōyō, Yamada Bimyō und andere etwa zwanzig Jahre nach der Meiji-Restauration durch vielfältige Bemühungen versuchswei-

² 1873 gegründete Intellektuellengesellschaft, benannt nach ihrem Gründungsjahr, dem sechsten Jahr der Meiji-Ära.

se erarbeitet hatten, um europäische Literatur übersetzen zu können, ist die Sprache der japanischen Literatur schlechthin hervorgegangen. Die Schriftsprache mit *da* oder *de aru* am Satzende, die wir heute täglich verwenden, wurde auf diese Weise überhaupt erst geschaffen. Zwar nimmt man im Fall von Futabatei Shimei an, daß sein Umgangssprachlicher Stil den des *rakugo*³-Komikers San'yūtei Enchō nachahmt; es ist also nicht so, daß eine solche Sprache im Volksmund der Edo-Zeit nicht existiert hätte. Doch man sollte durchaus das Neue an dieser Sprache und den damit einhergehenden Bruch mit der Tradition wieder verstärkt wahrnehmen. Wenn Japaner heute dazu neigen, die Bedeutung dieses langwierigen Prozesses zu unterschätzen, so vielleicht deshalb, weil diese Umwälzung unsere tagtäglich verwendete Gegenwartssprache hervorgebracht hat, die wir in der Rückschau geradezu als Selbstverständlichkeit ansehen. Doch wie sehr es sich dabei um experimentelle Arbeit auf unbekanntem Terrain handelte, dürfte auch die Tatsache verdeutlichen, daß japanische Texte aus der frühen Meiji-Ära für gewöhnliche Japaner ohne besondere Schulung unkommentiert heute unlesbar geworden sind, und darüber hinaus, daß viele aus dieser Periode stammenden Versuche in unsere Zeit nicht übernommen wurden. So klingt etwa der von Wakamatsu Shizuko für ihre Übersetzung des *Little Lord Fauntleroy* erfundene *shimasen-katta*-Stil heute nur noch unfreiwillig komisch. Er wirkt ebenso ungewöhnlich wie die zahlreichen, inzwischen gänzlich verschollenen Übersetzungsversuche einzelner Terminologien – etwa *seirigaku* für „Philosophie“ oder *chichigaku* für „Logik“. Dieses Phänomen veranschaulicht, in welchem Ausmaß das heute von uns gebrauchte Japanisch das Ergebnis einer Wahl aus vielfältigen Möglichkeiten darstellt. Es erinnert uns an die merkwürdigen Lebewesen, die im Verlauf der Evolution im Präkambrium explosionsartig auftraten, um dann schnell wieder zu verschwinden. Ebenso bestehen der Sprachstil und die Terminologie, wie wir sie heute verwenden, in Wirklichkeit aus experimentell hergestellten Exemplaren, die einst mit jenen merkwürdigen Wesen in einer Reihe gestanden haben und die ihr Überleben mehr oder weniger dem Zufall verdanken.

Durch dieses Ringen um eine übersetzungstaugliche Sprache ist im Japan der Meiji-Zeit ein neues Japanisch geschaffen worden, in dem dann die moderne japanische Literatur geschrieben wurde. Das Übersetzen wird, wie bereits erwähnt, gewöhnlich nach dem statischen Modell „Übertragung aus der Sprache A in die Sprache B“ aufgefaßt, doch in diesem Fall herrschte ein Zustand, in dem eine Sprache B noch nicht existierte. Das heißt, man übersetzte nicht in eine schon vorhandene

³ Volkstümliche Vortragssprache.

Sprache, sondern die Sprache B wurde gerade durch das Übersetzen erst allmählich erschaffen. Wenn das Übersetzen eine so dynamische und wichtige Rolle spielt, könnte man sogar zweifeln, ob ein Ausdruck wie „ins Japanische übersetzen“ eigentlich angemessen ist. Tatsächlich zeigt die damals äußerst verschwommene Unterscheidung zwischen „Übersetzung“ und „Neuschöpfung“, daß die übersetzerische Tätigkeit selbst, welche die in ihren Ausdrucksmöglichkeiten ungenügende japanische Sprache erweiterte und neuschuf, als durchaus kreativ zu bezeichnen war. Andererseits bestand das „literarische Schaffen“, das Schreiben von Romanen [*shōsetsu*] und Gedichten [*shi*], zunächst im Nachahmen von europäischen Mustern, gewissermaßen im Aufpfropfen von Reiserern auf die westliche Kultur. Kein Wunder, daß ein Genre wie der *hon'an shōsetsu* [frei bearbeiteter Roman auf der Grundlage eines europäischen Werks], ein Zwischending zwischen Neuschöpfung und Übersetzung, sich damals großer Beliebtheit erfreute. Man kann sich vorstellen, wieviel Mühen einst der Versuch gekostet haben muß, zwischen Japan und dem Westen, zwei damals noch grundverschiedenen Fremdkulturen, eine Kommunikation herzustellen und für die bei dieser Vermittlung nötigen Kompromisse einen Punkt in der Mitte zwischen beiden zu finden.⁴

Indem die Schriftsprache der *genbun-itchi*-Bewegung unter vielerlei Mühsal dieser Art nach und nach erarbeitet wurde, erhielt das Japanische, das Mori Arinori noch „wegen Unbrauchbarkeit“ hatte abgeschafft wissen wollen, ein völlig neues Gesicht: *Kokugo*, die „Nationalsprache“, wurde erfunden. Daß diese *kokugo* eine Sprache war, wie sie in der Edo-Zeit nie existiert hatte, braucht wohl nicht mehr gesagt zu werden. Den-

⁴ Als Beispiel hierfür ist die Übersetzungsgeschichte von Schillers *Wilhelm Tell* besonders interessant, des ersten Werks der deutschen Literatur, das ins Japanische übertragen wurde. Die erste Teilübersetzung ist *Suittsuru dokuryu jiyū no yumizuru* (1880, übersetzt von Saitō Tetsutarō). Es handelt sich dabei um einen „Übersetzung“ genannten Text, der sich außerordentliche Freiheiten gegenüber dem Original herausnimmt; ein Konglomerat von Bashō-, Bakin-, Takeda Shingens Fahnenabzeichen- und *Heike monogatari*-Stil, so daß eine Art *kōdan* [traditionell japanischer Geschichtenerzähler]-Stil dabei herauskommt. Wenn man diesen Text liest, kann man nicht umhin, die prinzipielle Schwierigkeit des Übersetzens zwischen völlig fremden Kulturen neu zu überdenken. 1905 wurde das Werk dann endlich vollständig von Satō Shihō übertragen. Doch auch hier werden die Österreicher zum Geschlecht des Shōgun, Deutschland zu dem von Echizen, Geßler zum Vogt der Dörfer Nishizuru und Uriu, und worauf der in Teizō umbenannte Wilhelm Tell mit Pfeil und Bogen zielt, ist kein Apfel, denn Äpfel waren in Japan zu der Zeit noch weitgehend unbekannt, sondern eine Kaki-Frucht (SUZUKI 1975: 108). Aber paradoxerweise war gerade unter solchen Umständen die Aktualität von Übersetzungen aus fremden, unbekanntem Kulturen unvergleichlich groß.

noch löste *kokugo* schon 1900 die bisherigen Schuldisziplinen Lesen, Aufschreiben und Kalligraphie ab und wurde – als ein von allen Bürgern zur Kenntnis zu nehmender normativer Wert – als Schulfach eingeführt. Ziel des *kokugo*-Unterrichts war es, „auch bei der Schriftsprache den Stil der gesprochenen Sprache zu fördern, sich terminologisch vor allem am Sprachgebrauch der Tōkyōer Mittelschicht zu orientieren und so den Standard der Nationalsprache bekannt zu machen und ihre Einheit zu vollenden“ (LEE 1996: 150). Für das Kultusministerium war die *kokugo*-Erziehung nichts anderes als „Material, um eine patriotische Gesinnung herauszubilden“ (149). Die Erfindung der *kokugo* war für den weiteren Verlauf der japanischen Geschichte in mehrfacher Hinsicht von entscheidender Relevanz: Sie bedeutete sowohl die endgültige Ablösung vom chinesischsprachigen Kulturkreis als auch, daß das Nebeneinander der verschiedensten Dialekte und auf hierarchischen Unterschieden beruhenden Sprachebenen ausgemerzt wurde, um mit Hilfe der Sprache von Tōkyō die nationale Einheit zu erreichen. Doch am interessantesten ist in diesem Zusammenhang das Paradox, daß gerade die interkulturell angelegten Bemühungen um eine für das Übersetzen geeignete Sprache schon so früh einem nationalistischen Kontext wie der Herausbildung der Nationalsprache einverleibt werden mußten.

Unser Rückblick auf die Situation in der Meiji-Zeit führt uns zu der These: Die Aktualität des Übersetzens ist immer so groß wie seine Schwierigkeit. Die Übersetzung des medizinischen Buches *Taafel Anatomia* von J. Kulmus aus dem Holländischen durch Maeno Ryōtaku, Sugita Genpaku u. a. im Jahr 1774, *Kaitai shinsho*, war deshalb ein bahnbrechendes Ereignis, weil es noch schier unmöglich war, es zu übersetzen. Je zahlreicher und je leichter Übersetzungen werden, desto mehr nimmt ihre gesellschaftliche Bedeutung jedoch ab.

DAS PHÄNOMEN DER HÄUFIGEN NEUÜBERSETZUNGEN INS JAPANISCHE

Der Grund, warum die Japaner in der Meiji-Zeit so fleißig das Übersetzen betrieben, ist denkbar einfach: Vom plötzlichen Auftauchen der amerikanischen Kriegsschiffe 1853 zutiefst überrascht, mußte man den eigenen kulturellen, politischen, wirtschaftlichen und technischen Rückstand erkennen und sich der Notwendigkeit einer gründlichen Modernisierung stellen. Genauso wie bei einer Übersetzung von religiösen Schriften besteht in solchen Fällen eine gänzlich asymmetrische Beziehung zwischen der Sender-Kultur A und der Empfänger-Kultur B. Um in der Ausgangssprache A Geschriebenes irgendwie in die Zielsprache B zu übertragen, werden teils mit großer Gewalt durchgesetzte Veränderungen und Er-

weiterungen der Sprache B wissentlich hingenommen, als ob diese ein notwendiges Übel wären. Die eigene Kultur und Sprache wird deformiert unter dem enormen Druck, der entsteht, wenn neues Wissen und Denken in Strömen einfließen. Die Frage der Übersetzung unter den Bedingungen einer derartig asymmetrischen Beziehung besitzt eine ganz andere Qualität als die des „Normalzustandes“.

Im allgemeinen verändern sich die Bedeutung und die Rolle des Übersetzens sowie die Erwartungen an Übersetzer und deren Status in Abhängigkeit von den jeweiligen Beziehungen zwischen Kultur A und Kultur B beträchtlich. Um ein Beispiel in umgekehrter Richtung zu bringen, stehen in Deutschland viele Übersetzungen aus dem Japanischen bis heute in einer mehr oder weniger nahen Beziehung zum Exotismus, man könnte auch sagen: zu einem kulturanthropologischen Orientalismus. Mir ist jedenfalls kein Fall bekannt, daß der Japonismus mit allerlei Attraktionen wie Zen oder Haiku den Kern des allgemeinen europäischen Selbstverständnisses getroffen oder zutiefst erschüttert hätte.

Japan setzte sich mit solchem Eifer die Europäisierung zum Ziel, weil diese gleichzeitig die Modernisierung bedeutete. Von Deutschland zu lernen und deutsches Schrifttum zu übersetzen war für die japanische Gesellschaft eine in den gleichzeitigen Prozeß der Modernisierung eingebettete Angelegenheit. Die westeuropäische Kultur als Norm war im Bewußtsein vieler Japaner jedoch keine fremde, sondern die für die Zukunft anzustrebende eigene Kultur. Übersetzen war in diesem Kontext nicht nur ein Mittel der interkulturellen Kommunikation, sondern auch eine Vorrichtung, mit deren Hilfe man der anderen Kultur ihr Anderssein nahm und sie sich als etwas „Eigenes“ einverleibte. Man rezipierte das Fremde nicht als solches, sondern „eignete“ es sich an, wobei das Übersetzen gleichzeitig als das Mittel zur Ent-Fremdung bzw. Ent-Fremdkulturalisierung fungierte.

Und so kam es, daß sich – in einer für Europäer kaum glaublichen Art und Weise – bei den Japanern eine erstaunliche Identifikation mit der europäischen Kultur herausbildete. In dieser wollten sie nichts Fremdes sehen, sondern sie nahmen sie eher als Teil ihrer eigenen kulturellen Identität wahr. Dieses Phänomen wird vor allem im Bereich der Musikrezeption deutlich, für die es nicht einmal der Übersetzungen bedarf: Für die große Mehrheit der nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen Japaner stellt die japanische Musik, beispielsweise Shamisen oder Nō-Gesänge, nur eine fremde, ferne Welt dar (was allerdings auch an der Erziehung in den Schulen liegen mag, welche die traditionelle Musik vernachlässigt). Dagegen haben Klavier oder Gitarre, Mozart oder die Beatles in den allermeisten Fällen gar nichts Ungewohntes. Die regelmäßig am Jahresende stattfindenden Aufführungen der Neunten Symphonie zeigen, daß

Beethoven überhaupt nicht bewußt als ein Stück fremder Kultur begriffen, sondern als zeitlose, universale Kunst wahrgenommen wird. Genau so ist es auch bei der durch Übersetzungen vermittelten Literatur, und nicht nur das. Es gibt das Phänomen einer Vergöttlichung der Literatur oder Musik, gestützt auf die feste Überzeugung oder Illusion: „Gerade *ich* bin besser als jeder andere in der Lage, Beethoven (oder Hesse) zu verstehen und von ihm angerührt zu werden“, ein seltsames Phänomen, das jedoch bis in die jüngste Zeit für die japanische Rezeption westlichen Kulturguts typisch war. Bei einer solchen Herangehensweise wird die Fremdkulturalität eines Werks gründlich verdrängt und das Original aus seinem ursprünglichen Kontext herausgerissen und verallgemeinert – und der Übersetzer benutzt den literarhistorischen Ruhm des Werks letztlich dazu, um *sich selbst* hervorzutun. Rituale dieser Art wurden so lange fortgeführt, wie die westliche Kultur hoch verehrt wurde und Gegenstand einer kollektiven Anbetung war.

Das Werk als Objekt einer religiösen Verehrung und die Identifikation mit dem Autor haben auch in der Welt der japanischen Germanistik ihre Spuren hinterlassen, wie die vielen Buchtitel nach dem Muster „Goethe und ich“ oder „Mein Rilke“ zeigen. Das Übersetzen ist für solche Germanisten natürlich keine Arbeit eines selbstlosen Mittlers mehr. Nein, hier hat es das Aussehen eines privaten Dokuments, in dem der identifikationssträchtige Übersetzer – in seinem Wunsch, die Fremdkulturalität zu vergessen und sich selbst durch die Identifikation mit dem Autor aufzuwerten – den glücklichen Moment der Vereinigung mit dem Werk oder gar der Verschmelzung mit dem Autor festhält. Der Übersetzer macht nicht nur das Original zu etwas Heiligem, sondern ebenso seine eigene Übersetzung, obwohl alle Übersetzungswerke nichts anderes als ein Zwischending sind und deshalb nichts mit der Aura des Originalwerkes zu tun haben können. Er faßt sie als ein von ihm als „zweitem Schöpfer“ neu geschaffenes, eigenständiges literarisches Werk auf, und sein Name prangt in gleichgroßen, ja bisweilen größeren Lettern als der des Autors auf dem Umschlag.

Den Umstand, daß alle möglichen Werke nacheinander und mehrfach übersetzt wurden, hat wohl dieser Mechanismus bewirkt. In der Zeit von der Taishō- bis zum Beginn der Shōwa-Ära und dann besonders vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis etwa 1960 erreichten die wiederholten Übersetzungen der verschiedensten Werke nicht nur der deutschen Literatur ihren Höhepunkt, und es gab Gelegenheiten in Hülle und Fülle, den geheiligten Texten die Existenz des Übersetzer-„Ichs“ aufzuprägen und den Wunsch nach Identifikation mit dem Werk in den vielfältigsten Formen zu verwirklichen. Bis in die Nachkriegszeit hatten die allermeisten Schriftsteller ein Germanistik- oder Romanistik-Studium absolviert, und

umgekehrt fanden diejenigen Germanisten und Romanisten, deren Traum vom Schriftstellerberuf nicht in Erfüllung gegangen war, im Übersetzen eine Kompensation für das literarische Schaffen.

Aber es lassen sich auch noch andere Gründe für die große Menge der Übersetzungen finden. Von Werken, die einen guten Absatz garantierten und für deren Abdruck keine urheberrechtlichen Gebühren anfielen, wollten die Verlage gern ihre eigenen Übersetzungen herausbringen, und alle möglichen literarischen Sammelwerke und Gesamtausgaben machten ebenfalls – nach dem Gesetz des *model change* (wie auf dem japanischen Automarkt) – Neuübersetzungen erforderlich. Doch weil diese so zahlreich erschienen, verstärkte sich ihr Charakter als Konsumgut für den gelegentlichen Verbrauch entscheidend – der Erwartung ganz entgegengesetzt, die Individualität der Übersetzer würde zum Vorschein kommen, und entgegen auch deren vielfach gehegtem Wunsch, daß in ihren Arbeiten noch etwas von der Aura des Originals zu erkennen sein möge. Von wohlwollenden Deutschen hört man bisweilen schmeichelhafte Äußerungen wie: „Die Japaner sind zu beneiden, daß sie über dreißig *Werthers* haben!“ Doch in Wahrheit unterscheiden sich all die Übersetzungen voneinander kaum und füllen meist nur jungen Wein in alte Schläuche. Begraben in den Bibliotheken und Antiquariaten, lösen sie nur noch verständnisloses Kopfschütteln aus.

Doch ich möchte hier anfügen, daß eine solche Inflation der Übersetzungen keineswegs nur ein spezifisch japanisches Phänomen war. Vielmehr scheint man es fast immer bei Prozessen anzutreffen, in denen eine fremde Kultur mit großer Emphase rezipiert und die eigene in einem Sprung aufgefüllt werden soll. So stieg etwa in Frankreich in den Jahren seit 1530 die Zahl der Übersetzungen aus dem Griechischen und dem Lateinischen mit einemmal gewaltig an. Das Interessante daran ist: Zu dieser Zeit wurde das Französische gerade als Schriftsprache begründet, wie sich etwa aus dem Edikt von König Franz I. aus dem Jahre 1539 ersehen läßt, in dem er für juristische Dokumente den Gebrauch der französischen Sprache statt der lateinischen vorschreibt. Die Bildung einer „Nationalsprache“ hatte in Frankreich begonnen, und die für diese Zeit repräsentativen Autoren haben sich allesamt auch als Übersetzer betätigt. (TSUJI 1993: 77) Auch im Deutschland um 1770 nahmen Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen nahezu die Hälfte aller Romanveröffentlichungen ein (BEUTIN 1984: 137). Von Richardsons Briefroman *Clarissa* (1748) etwa erschienen während des achtzehnten Jahrhunderts fünf deutsche Übersetzungen (MATTENKLOTT 1980: 189), die dann u. a. Goethes *Leiden des jungen Werthers* (1774) direkt beeinflusst haben, und verschiedene Shakespeare-Übersetzungen stehen im engsten Zusammenhang mit der Entstehung der deutschen Romantik. Ohne diese

Übersetzungen und die durch sie angeregten Werke Goethes oder der romantischen Schule, ohne die Bemühungen der deutschen Dichter, die begierig eine fremde Kultur aufsaugten, von Luthers Bibel-Übersetzung einmal ganz zu schweigen, würde die deutsche Sprache heute ganz anders aussehen. All diese Beispiele liegen zeitlich länger zurück als in Japan, doch das Phänomen der mehrfachen Neuübersetzungen und der Blüte der Übersetzungskultur in Japan ist von seiner wesentlichen Struktur her das gleiche.

DER ZUSTAND DER SÄTTIGUNG UND DIE ABSTOSSUNG

Wenn man jedoch in großen Mengen übersetzt, wird die Berührung mit der fremden Kultur selbst zur Routine, und es kommt zu einer Stagnation. Dieses Phänomen der Sättigung in der Übersetzungskultur erreichte in Japan mindestens zwei Höhepunkte. Beim ersten, der vom Beginn der Shōwa-Ära bis zum Zweiten Weltkrieg dauerte, wirkte auch die damalige politische Situation als treibende Kraft, für die der Slogan von den „Bestien Amerika und England“ (*kichiku beiei*) typisch ist. Es war die Zeit, wo die von Übersetzungen geprägte japanische Sprache und die Ästhetik des traditionellen Japanischen bewußt gegeneinander ausgespielt wurden. So reflektiert etwa der damals repräsentative Schriftsteller TANIZAKI Jun'ichirō selbstkritisch, daß er sich bis dahin eines erweiterten Übersetzungs-Stils befleißigt habe (1929: 203), und hält es nun für die dringlichste Aufgabe, „statt die Vorteile des Westens zu übernehmen, die durch zu viele Übernahmen entstandene Unordnung zu beseitigen“ (1934: 116). Ferner schreibt er: Weil die europäischen Sprachen und das Japanische ihrem Wesen nach völlig verschieden sind, geriet durch die Einführung westlich geprägter Satzformen der Japan eigentümliche knapp-gehaltvolle Stil allmählich außer Gebrauch (1927: 95).

Diese Äußerungen fallen noch in die Anfangszeit der Shōwa-Ära. Doch schon hatten ausgerechnet die in westlichen Dingen am meisten bewanderten Literaten, Kobayashi Hideo, Kawakami Tetsutarō und andere, die „Überwindung der Moderne“ zu verfechten begonnen, schon war bei einer großen Zahl von Intellektuellen die ruckartige „Wendung“ (*tenkō*) nach rechts oder die „Rückkehr nach Japan“ (*Nihon kaiki*) zu einem verbreiteten Phänomen geworden. All dies schließt sich nahtlos an die allgemeine Tendenz während der Kriegszeit an, wo man sich eine von Westeuropa unabhängige, autarke japanische Kultur zum Ziel gesetzt hatte. Und während auf der einen Seite die Germanisten jener Zeit, allen voran Kimura Kinji und Takahashi Kenji, emsig den Geist und die Werke der NS-Literatur empfahlen und durch Übersetzungen bekannt machten,

konnte auf der anderen Seite von der aufgeschlossenen Haltung gegenüber der westlichen Kultur auch nicht eine Spur mehr übrigbleiben.

Diese kulturelle Abschottung endete mit dem verlorenen Krieg. Als Reaktion darauf erlebte Japan einen nie dagewesenen Übersetzungsboom. Für die nach Büchern hungernden Menschen wurden alle nur denkbaren Werke der westlichen Literatur übertragen.⁵ Hand in Hand mit großangelegten Rechtschreibreformen wie dem neuen *kana*-Gebrauch gewannen die in der neuen Schriftsprache abgefaßten, „frischen“ Übersetzungen europäischer und amerikanischer Literatur eine hohe Aktualität. Die „gute alte Zeit“ der Übersetzung war wieder gekommen, wo es scherzhaft hieß: „Mit Übersetzungen baut der Germanist sein Haus.“ Von da an dauerte dieses Goldene Zeitalter der japanischen Übersetzungskultur noch knapp zwei Jahrzehnte an. Nicht nur Thomas Mann oder Kafka, die man während des Zweiten Weltkriegs vermißt hatte, sondern auch sogenannte Klassiker des neunzehnten Jahrhunderts wurden wieder in mehreren Neuübersetzungen vorgelegt, und bei allen führenden Verlagen erschienen umfangreiche Sammlungen mit Werken der Weltliteratur. Große Mengen literarischer und philosophischer Texte, von der Klassik bis zum damals gerade aktuellen Existentialismus, wurden aus den westlichen Sprachen übersetzt. Mögen sie verstanden worden sein oder auch nicht, jedenfalls füllten sie die Regale. Ob hier bei der Einführung einer fremden Kultur allerdings die gleiche Dringlichkeit zu spüren war wie zu Beginn der Meiji-Zeit, ist eine andere Frage.

Nach Ablauf dieser Phase steuerte der Sättigungszustand auf seinen zweiten Höhepunkt zu. In der Flut der Informationen und der Vielfalt der Medien, längst nicht mehr auf den Westen und auf die Literatur beschränkt, erlangten Übersetzungen als ganz alltägliche, durchschnittliche Texte ihr Bürgerrecht, und eben aus diesem Grund wurde im Verhältnis dazu die Aktualität literarischer Übersetzungen dramatisch herabgesetzt. Dieser Zustand dauert im Grunde bis heute an. Was speziell die deutsche Literatur betrifft, so ist sie besonders tief gefallen, verglichen mit ihrem Ansehen von einst, als sie für jeden intellektuellen Leser ein Muß war und als eine Art Norm galt. Dem japanischen Leser fällt es einfach immer schwerer, in der deutschen Gegenwartsliteratur aktuelle

⁵ Die Debatte um die „Überwindung der Moderne“ gerät nach Kriegsende ganz und gar in Vergessenheit. Einer der Verantwortlichen für die gleichnamige Konferenz, Kobayashi Hideo, schreibt einen Essay, der das Genie Mozart thematisiert, dabei aber jegliche fremdkulturelle Perspektive vermissen läßt. Mit dieser Hommage an die westeuropäische Kultur versucht er klammheimlich, seine Vergangenheit als Kriegsgagator zu vertuschen. Auch im literaturkritischen Diskurs der Nachkriegszeit gibt er weiter den Ton an. (AIZAWA 1991)

Bezugspunkte zur eigenen Realität zu finden, was jeden nachdenklichen Germanisten in Japan vor ernste Fragen stellt. Übrigens hat der kleiner gewordene „Markt“ für deutsche Literatur bereits dazu geführt, daß die Ausbildung in deutscher Sprache und Literatur an den Universitäten nach dem bisherigen System, das zur Blütezeit des Übersetzens etabliert worden war, nicht mehr aufrechterhalten werden kann – für uns alle in Japan, die wir mit deutscher Literatur zu tun haben, ein Anlaß zu großer Besorgnis.

Wenn man indessen den Stellenwert der japanischen Literatur in Deutschland bedenkt, kommt der jetzige Zustand, wo Übersetzungen nicht gerade übermäßige Begeisterung entgegengebracht wird, vielleicht doch eher der Normalität näher. Nachdem es eine Phase des einseitigen Kulturimports durchlaufen hat, ist Japan nun soweit, zur Kultur des deutschen Sprachraums eine ebenbürtige Beziehung aufzubauen. Und weil man nicht mehr auf die Wiederkehr jener üppigen „guten alten Zeit“ hoffen darf, sollte man da nicht lieber fragen, welche Übersetzungen aus dem Deutschen für die künftige japanische Gesellschaft welche Aktualität haben werden? Daß Japan die einseitige Übernahme durch Übersetzungen erfolgreich absolviert hat, sollte am Ende nicht einfach zu bloßer Gleichgültigkeit Deutschland und der deutschen Kultur gegenüber führen. Um dies zu verhindern, müssen wir nach Möglichkeiten suchen, wie mit der Fremdkultur Deutschland ein wirklich produktiver interkultureller Austausch verwirklicht werden kann.

DAS ENDE DES ZEITALTERS DER LITERATURÜBERSETZUNGEN UND IHRE „ENT-FREMDENDE“ FUNKTION

Wenn ein in der Entwicklung begriffener von einem ihm weit überlegenen Kulturkreis lernt und Dinge übernimmt, die anfangs sogar als unübersetzbar erscheinen, dann wirkt innerhalb einer derartigen interkulturellen Kommunikation das Übersetzen – wie wir an seiner Geschichte seit der Meiji-Ära gesehen haben – geradezu gewaltsam auf die eigene Kultur und Muttersprache ein. Einerseits fördert es den Austausch mit der fremden und die Veränderung der eigenen Kultur, auf der anderen Seite besteht seine Funktion gleichzeitig in der Verdrängung der Fremdheit: Das Übersetzen macht gerade die Fremdkulturalität und Alterität unsichtbar und erzeugt so die Illusion, das von anderswoher Übernommene sei schon immer in der eigenen Tradition vorhanden gewesen. Nichts ist eigentlich fremder als eine fremde Sprache, die man überhaupt nicht versteht. Wenn diese unverständliche Sprache dank Übersetzungen verständlich gemacht wird, ist man oft weitgehend beruhigt, weil man

sich fühlt, als hätte man den Sinn eines Textes vollständig erfaßt; und darüber hinaus kann man sogar seine Fremdkulturalität als erledigt betrachten. Die Übersetzung „ent-fremdet“ den eigentlich fremden Text, und dadurch ist ja der wesentliche Teil eines Kulturschocks für viele schon vorbei!

Auf die Beziehungen zwischen Japan und Deutschland bezogen heißt das: Der Modernisierungsprozeß durch Übersetzung bewirkte eine sprunghafte Verkleinerung der Fremdheit zwischen der japanischen und der deutschen Kultur. Heute muß Japan nicht mehr aus dem Westen eine neue Literatursprache übernehmen und dafür die Möglichkeiten der Übersetzung erweitern. Wenn sich nun bei der produktiven Rezeption einer fremden die eigene Kultur und Muttersprache verändert hat, dann ist die eigentlich „eigene“ Kultur, wie sie vor der Begegnung mit der fremden bestand, aus heutiger Sicht die bei weitem fremdere. Wir Japaner empfinden z.B. die Kultur der Edo-Zeit, verglichen mit der des gegenwärtigen Deutschland, als viel weiter entfernt. Daß wir hier gemeinhin nicht von „Fremdkultur“ sprechen, liegt nur daran, daß wir bei der Betrachtung von Kulturen immer noch von der Nation als Einheit ausgehen und vom im neunzehnten Jahrhundert geprägten Nationalismus beherrscht werden, welcher die Einheit von Nation und Kultur als selbstverständlich voraussetzt.

Der Literatur kam in jeder Kultur spätestens seit dem neunzehnten Jahrhundert eine identitätsstiftende Funktion zu. Was auch immer die Intention des einzelnen Schriftstellers oder Lesers war, Literatur fungierte lange Zeit als Nationalliteratur und trug zur „Erfindung der Nation“ (Benedict Anderson) bei. Auch in der Geschichte der interkulturellen Kommunikation hat die Literaturübersetzung eine gewisse historische Rolle gespielt: von der Herausbildung einer funktionsfähigen Muttersprache bis hin zur Vermittlung zwischen den fremden Kulturen, etwa durch Bestätigung der universalen Gemeinsamkeiten zwischen Japan und Europa. Diese historischen Aufgaben sind aber inzwischen fast erfüllt, die Fremdartigkeit zwischen Japan und Deutschland hat sich gesundgeschrumpft, so daß die japanischen Leser jetzt nicht mehr schrecklich viel von der deutschen Literatur erwarten. Das allgemeine Desinteresse an der deutschen Literatur in Japan rührt also nicht nur etwa von der schlechten Vermittlungsarbeit oder von der immer weniger lesefreudigen japanischen Jugend her, sondern es weist auch seine historisch-strukturellen Gründe auf.

Wenn nun die interkulturelle Kommunikation zwischen Japan und Deutschland noch vertieft werden soll, ist sehr zu bezweifeln, ob die Literatur dabei weiter ihre angestammte privilegierte Rolle spielen kann, zumal in Japan eine Übersetzungskultur gepflegt wurde, in der die

Fremdkulturalität des Westens heruntergespielt wurde. Man muß vielmehr die Realität anerkennen, daß die überwältigende Mehrheit der aktuellen japanisch-deutschen Dialoge bereits auf anderen Gebieten als dem der schönen Literatur geführt wird. Und selbst wenn es um die Lektüre literarischer Werke ginge – ist nicht das, was momentan am meisten nottut, der Aufbau eines Systems, das uns richtige, präzise und zuverlässige Informationen über die moderne deutsche Gesellschaft an die Hand gibt? Die Übersetzungs-Infrastruktur, die einen Informationsaustausch über all die Einzelheiten ermöglicht, ist in einem besorgniserregenden Maße unorganisiert.

DIE KÜNFTIGEN AUFGABEN AUF DEM GEBIET DES DEUTSCH-JAPANISCHEN ÜBERSETZENS

Auf den ersten Blick scheinen in den beiden Industrienationen Japan und Deutschland nahezu die gleichen Spielregeln zu gelten: Stichworte wie Demokratie, freie Marktwirtschaft, Sozialversicherung oder Recycling gehören in beiden Kulturen zur Tagesordnung. Erst die differenziertere Analyse bis ins feinste Detail führt uns zu den grundlegenden Unterschieden. Was zum Beispiel das gleichermaßen demokratisch gewählte Parlament betrifft, so lassen sich Art und Weise der dort geführten Debatten oder die nicht zwingend vorgeschriebene Logik der Konsensbildung nicht anders als mit Fremdkulturalität erklären.

Die hinter einer oberflächlichen Ähnlichkeit verborgene Fremdkulturalität nicht zu übersehen sondern anzuerkennen, und von diesem Ausgangspunkt aus eine Form der Kommunikation zu entwickeln, gerade darin kann die künftige Bedeutung des Übersetzens und der weiteren interkulturellen Kommunikation zwischen Japan und Deutschland liegen. Anders als vor dem Zweiten Weltkrieg, als Japan einseitig von Deutschland lernte, wird dies ein Prozeß sein, bei dem zwei hochentwickelte Industrienationen reziprok zu anstehenden Problemen Informationen austauschen und gemeinsam nach besseren Lösungsstrategien suchen. Doch um die der Sache entsprechende präzise Kommunikation zu ermöglichen, müssen erst genügend übersetzerisches Know-how und eine Infrastruktur der Übersetzer-Ausbildung vorhanden sein. Beides läßt sowohl auf der japanischen als auch auf der deutschen Seite noch sehr viel zu wünschen übrig: Während man zahlreiche englisch-japanische Profi-Übersetzer findet, ist ein Beruf „Profi-Übersetzer Deutsch-Japanisch“ im außerliterarischen Bereich noch kaum etabliert!

Bis jetzt waren Übersetzungen vom Deutschen ins Japanische von den Normen der literarischen Übersetzung geprägt. In Japan lernt man

Deutsch als Fremdsprache meist erst an den Hochschulen, und die Deutschlehrer dort sind prinzipiell Germanisten, d.h. Literatur- bzw. Sprachwissenschaftler. Auch die Lehr- und deutsch-japanischen Wörterbücher sind von Germanisten verfaßt. Ganz unabhängig davon stehen andererseits japanische und deutsche Spezialisten in einem fortwährenden, lebhaften Austausch auf Fachgebieten wie Umwelt, Sozialversicherung, Stadtplanung u.a.m. Weil aber dieser interkulturelle Austausch sich inhaltlich an einer Stelle abspielt, die kaum Bezug zum Sprachunterricht oder zu deutsch-japanischen Wörterbüchern hat, sind die Deutschlehrenden und Germanisten, die oft nebenbei auch übersetzen, diesen Fachtermini kaum begegnet. Für das Englische sind verschiedene Arten von Fachwörterbüchern vorhanden, für das Deutsche jedoch gilt: Die Fachleute prägen ihre Termini, unbemerkt von den Kreisen, die sich mit der Sprache befassen, und setzen sie jeweils nur in ihrem eigenen Bereich in Umlauf.⁶ Ein breiter japanisch-deutscher Austausch wird so verhindert.

Um nur einige Beispiele anzuführen: Selbst im größten und mit Abstand besten Lexikon dieser Art, dem *Großen Deutsch-japanischen Wörterbuch* von Shōgakukan, fehlen leider wichtige Ausdrücke, die tagtäglich in deutschen Zeitungen vorkommen, wie etwa „Ausbildungsplatz“. Auch das statt dessen aufgenommene Wort „Lehrstelle“ wird dort unzeitgemäß erläutert mit der mittelalterlich anmutenden Übersetzung *totei* für Lehrling. Weil ein Begriff wie „Kreislaufwirtschaft“, der in Deutschland ein Grundprinzip bei der Abfallverwertung, nämlich das „Recycling“ bezeichnet und der auch in Japan schon seit längerem viel Beachtung findet, in allen Wörterbüchern fehlt, können so seltsame und mißverständliche Direktübersetzungen wie *junkan keizai* (als ob nicht die Stoffe, sondern Geld im Kreislauf wäre!) immer noch nicht abgeschafft werden. Ebenso wenig auszurotten sind irreführende Ausdrücke wie *keiei hyōgikai*; der „Betriebsrat“ wird durch diese althergebrachte Fehlübersetzung allzu oft als Organ für Beratungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer mißverstanden. Weil man „Landschaft“ traditionell mit *keikan* [Landschaftsbild, Anblick] wiedergibt, wird die Rede vom „Landschaftschutz“, der die natürliche Beschaffenheit einer Landschaft erhalten will, mit jenem „Landschafts“-Schutz japanischer Version auf eine Stufe gestellt, der die Entfernung von Strom- und Telefonmasten aus den Groß-

⁶ Als Ausnahmen sind insbesondere die beiden zuverlässigen Lexika hervorzuheben, die Tazawa Gorō verfaßt hat: *Deutsch-Japanisches Wörterbuch für Politik, Wirtschaft und Recht* (1990) und *Deutsch-Japanisch-Englisches Wörterbuch für Handel, Wirtschaft und Recht mit Kommentaren von Grundbegriffen* (1999). Tazawa ist bezeichnenderweise kein Germanist.

städten fordert und so das Stadtbild zu verschönern sucht. Die Situation, daß die Deutschlernenden in Japan mit den gegenwärtig vorhandenen deutsch-japanischen Wörterbüchern nicht einmal ordentlich eine deutsche Zeitung lesen können, verrät ein schwerwiegendes Defizit im DaF-Konzept in Japan.

Die Qualität der deutsch-japanischen Übersetzungen in den außerliterarischen Bereichen ist oft dementsprechend beängstigend, wenn nicht gar alarmierend. Auf einer großen Klimaschutz-Konferenz, um nur ein Beispiel zu nennen, wurde die zweite Hälfte des bekannten Mottos „Global denken, lokal handeln“ mündlich und leider auch schriftlich – in Fettdruck auf der OHP-Folie zu lesen – mit *kyokubu no kōdō* übersetzt, wörtlich etwa: Handeln der Genitalien. Die wiederholten Erfahrungen mit solch schlechter deutsch-japanischer Übersetzungsqualität haben natürlich zur Folge, daß in der japanischen Öffentlichkeit der Gebrauch deutscher Texte und das Engagieren deutscher Redner des öfteren umgangen werden: Entweder ersetzt man deutsche Muttersprachler durch Englischsprechende, oder die Deutschen müssen Englisch (oder gleich Japanisch) sprechen bzw. schreiben. Solange der Bereich der deutsch-japanischen Übersetzung weiterhin weder institutionalisiert noch von Sachverständigen betreut bleibt, kann diese Marktschrumpfung nur fortschreiten.

Dies ist nur einer der Mißstände, die daraus resultieren, daß deutsch-japanische Übersetzungen bislang nur in einem literaturzentrierten System praktiziert wurden, wobei dies offensichtlich auch für das Verstehen der deutschen Gegenwartsliteratur selbst ein ernsthaftes Problem darstellt. Die Fachausdrücke auf der lexikographischen Ebene ständig zu kontrollieren und wichtige Texte aus den jeweiligen Fachgebieten aktiv in Japan einzuführen ist eine immer relevantere Vermittlungsarbeit zwischen Deutschland und Japan, die jedoch den Rahmen dessen weit überschreitet, was ein japanischer Germanist – so die bisher übliche Übersetzungspraxis – in seiner Freizeit nebenbei erledigen könnte. Wenn die auf Sprache und Literatur spezialisierte Germanistik sich nicht zum Ziel setzen will, professionelle Übersetzer auszubilden, die für die einzelnen Fachgebiete als ausgezeichnete, zuverlässige Mittler dienen können, dann muß sich entweder das Selbstverständnis des Fachs Germanistik ändern, oder eine systematische Ausbildung solcher Fachübersetzer muß an anderer Stelle institutionalisiert und realisiert werden. Für die künftige, bessere interkulturelle Kommunikation zwischen Japan und Deutschland wäre dies eine dringende Aufgabe.

Die Zeiten sind vorbei, wo man mit Literaturübersetzungen eine emotionale Bestätigung der allgemeinemenschlichen Gemeinsamkeiten zwischen der japanischen und der deutschen Kultur anstrebte. Heute benöti-

gen wir sachlich präzise und differenzierte Übersetzungen, welche das ähnlich Aussehende zu sezieren wagen und – gestützt auf ein genaues Wissen um das Eigene wie um das Andere – die Kulturdifferenz explizit hervortreten lassen. Was wir brauchen, sind hochqualifizierte Übersetzer, die in verschiedenen Bereichen Fachkenntnis besitzen und als selbstlose Mittler fungieren. An landeskundlichen Informationen zu einzelnen Bereichen wie z.B. dem deutschen Umweltschutz oder Fragen der Bildungspolitik besteht in Japan stets ein großer Bedarf, und das Interesse der deutschen Öffentlichkeit an Japan wird auch nicht ewig auf das Exotisch-Orientalistische eingeengt bleiben. Die Zahl derer, die gerne als qualifizierte Übersetzer arbeiten würden, ist vermutlich im verborgenen ebenfalls groß. Es ist recht bedauerlich, daß diese potentielle Nachfrage immer noch nicht befriedigt werden kann.

Dringend vonnöten sind heute eine von der traditionellen Germanistik (bzw. Japanologie) abgekoppelte, institutionalisierte Übersetzerausbildung und eine aktive Marktstrategie für Übersetzungen aus dem Deutschen in Japan (bzw. aus dem Japanischen in Deutschland). Dieses Fazit mag für die traditionellen Literaturwissenschaftler allzu sachlich, wenn nicht gar provokatorisch klingen. Angesichts der tiefen Krise, daß die Texte in deutscher Sprache und somit auch die Übersetzungen aus dem Deutschen in Japan immer weniger gefragt sind – zum Teil wegen der erfahrungsgemäß mangelhaften Übersetzungsqualität, und mit der Folge einer sich wiederum verringernden Zahl an verlässlichen Übersetzern –, sind jedoch die institutionalisierte Ausbildung qualifizierter Übersetzer in verschiedenen Fachgebieten und die Markterweiterung für deutsch-japanische Übersetzungen unumgänglich. Die angehenden Übersetzer würden im Laufe ihrer Ausbildung ohnehin rasch begreifen, daß das Übersetzen im Bereich der Literatur und Geisteswissenschaft, vielleicht neben dem der Medizin, bei weitem am schwierigsten ist im Vergleich etwa zu Wirtschaft, Informatik oder Technik. Wenn eine Übersetzungs-Infrastruktur institutionalisiert wird, wenn sich dadurch der Beruf „deutsch-japanischer Profi-Übersetzer“ in Japan etabliert, dann ist ebenfalls eine Erhöhung der allgemeinen Standards sowohl der sachlichen als auch der literarischen Übersetzungen zu erwarten. In diesem Sinne bin ich überzeugt, daß die genannten sachlichen Forderungen und die Zukunft der Literaturübersetzung keineswegs Gegensätze bilden, sondern einander ergänzen werden.

Aus dem Japanischen übersetzt von Matthias Hoop

LITERATURVERZEICHNIS

- AIZAWA Keiichi (1991): *Mōtsarutian no zaigōshi: Mō hitotsu no juyōshi* [Sündengeschichte der Mozartianer: Eine andere Rezeptionsgeschichte]. In: *Eureka* 23, 9, Tōkyō: Seidosha, S. 188–203.
- ANDERSON, Benedict (1988): *Die Erfindung der Nation: Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Aus dem Englischen von Benedikt Burkard. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- BEUTIN, Wolfgang (Hg.) (1984): *Deutsche Literaturgeschichte: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart u. a.: Metzler.
- HIROTA Eitarō (1969): *Kindai yakugo kō* [Überlegungen über die modernen Neologismen durch das Übersetzen]. Tōkyō: Tōkyōdō shuppan.
- LEE Yeounsuk (1996): „*Kokugo*“ to iu shisō – *Kindai Nihon no gengo ninshiki* [Die Idee der Nationalsprache – Das Sprachbewußtsein im modernen Japan]. Tōkyō: Iwanami shoten.
- MATTENKLOTT, Gert (1980): Briefroman. In: GLASER, H. A. (Hg.): *Deutsche Literatur: Eine Sozialgeschichte*. Bd. 4. Reinbek: Rowohlt, S. 185–203.
- ŌSHIMA Maki (1994): Tanizaki Jun'ichirō no hon'yakuron [Übersetzungstheorie von Tanizaki Jun'ichirō]. In: KAMEI Shunsuke (Hg.): *Kindai Nihon no hon'yaku bunka* [Übersetzungskultur im modernen Japan]. Tōkyō: Chūō kōronsha, S. 363–390.
- SUGIMOTO Tsutomu (1983): *Nihon hon'yakugoshi no kenkyū* [Studien zur Geschichte der Neologismen durch das Übersetzen in Japan]. Tōkyō: Yasaka shobō.
- SUZUKI Shigesada (1975): Shirā [Schiller]. In: FUKUDA M., KENMOCHI T., KODAMA K. (HG.): *Ōbei sakka to Nihon kindai bungaku* [Europäische und amerikanische Schriftsteller und die moderne japanische Literatur]. Bd. 4. Tōkyō: Kyōiku shuppan sentā, S. 86–112.
- TANIZAKI Jun'ichirō (1927): Jōzetsuroku [Geschwätziges Aufzeichnungen]. In: *Tanizaki Jun'ichirō zenshū* [Gesammelte Werke von Tanizaki]. Bd. 20 (1968). Tōkyō: Chūō kōronsha, S. 69–166.
- TANIZAKI Jun'ichirō (1929): Gendai kōgobun no ketten ni tsuite [Über die Mängel des modernen Schreibens im gesprochenen Stil]. In: *Tanizaki Jun'ichirō zenshū* [Gesammelte Werke von Tanizaki]. Bd. 20 (1968). Tōkyō: Chūō kōronsha, S. 181–218.
- TANIZAKI Jun'ichirō (1934): Bunshō dokuhon [Einführung ins Aufsatzschreiben]. In: *Tanizaki Jun'ichirō zenshū* [Gesammelte Werke von Tanizaki]. Bd. 21 (1968). Tōkyō: Chūō kōronsha, S. 87–246.
- TSUJI Yumi (1993): *Hon'yakushi no puromunādo* [Ein Spaziergang durch die Geschichte des Übersetzens]. Tōkyō: Misuzu shobō.

YANABU Akira (1982): *Hon'yakugo seiritsu jijō* [Die Entstehung von Neologismen durch das Übersetzen] (Iwanami shinsho). Tōkyō: Iwanami shoten.